

# Wieder- gewinnung des Posi- tionellen

Paul-Gerhard Klumbies

Die Formulierung des Tagungsthemas regt zum Fragen an. Wird sie den »neuen Zeiten« gewachsen sein, die »alte Kirche«? Was ist neu an den »neuen Zeiten«? Was ist alt und bewährt und tragend zugleich in der »alten Kirche«, daß es Geltung auch in »neuen Zeiten« beanspruchen könnte? Und: Welche Konsequenzen ergeben sich aus solchen Überlegungen für den Tätigkeitsbereich der Gemeindediakoninnen und -diakone?

Ich beginne bei den sogenannten »neuen Zeiten«. Dazu werde ich auf Aspekte hinweisen, die das geistige Klima unserer Gegenwart bestimmen. Zunächst gilt es, den Zeitraum festzulegen, auf den sich unsere Beobachtungen richten. Ich habe mich für die Epoche entschieden, die wir gemeinsam erlebt haben und die wir in ihren Auswirkungen gegenwärtig mitvollziehen: die Zeit seit 1968, also ein Vierteljahrhundert Gegenwartsgeschichte. Auch der faktische gesellschaftliche Wandel, der sich mit diesem Datum verbindet, rechtfertigt es m.E., an dieser Stelle die Zäsur zu setzen.

## Fehlende Stimmung

Wie es scheint, fehlt in unserem Land die Stimmung. Nirgendwo herrscht auf breiter Ebene richtige Begeisterung. Kurz war im Zusammenhang des Mauerfalls so etwas wie eine gesamtdeutsche Euphorie aufgeflammt. Aber dieses Strohfeuer fiel binnen kurzem in sich zusammen. Jetzt mit weiterlaufender Zeit offenbart dieses Ereignis nur das bereits länger schwelende allgemeine Dilemma: Es fehlen in nahezu allen Bereichen Perspektiven, die die Leute auf die Beine bringen. Es gibt keine Ideen, die in größerem Umfang Engagement freisetzen. Nichts deutet auf einen gesamtgesellschaftlichen Aufbruch zu neuen Ufern. Zu tun gäbe es genug: Restitution einer gelebten demokratischen Praxis, die breite Bevölkerungsschichten in tatsächliche Entscheidungsprozesse einbezieht, neue Modelle für die Verteilung von Arbeit, Einkommen und Besitz zu entwickeln, das Verhältnis zwischen Ökonomie und Ökologie zukunftsweisend zu regeln, den Generationenvertrag grundlegend neu zu bedenken sowie den Wandel der traditionellen Geschlechterrollen durch strukturelle Maßnahmen zu unterstützen. Sucht man jedoch nach programmatischen Entwür-

fen, herrscht Fehlanzeige. Keine Rede kann sein von Lust auf einschneidende Veränderungen. Stattdessen wird kurzfristig orientiertes Krisenmanagement betrieben. Stimmungsmäßig breitgemacht haben sich Verdruß und allgemeines Unbehagen.

Dabei hatte alles ganz anders angefangen. Nach der emotionalen Eiszeit zwischen Kriegsende und den 60er Jahren brach 1968 in der ersten erwachsenen Nachkriegsgeneration etwas auf: Der Wunsch, das Schweigen über die Vergangenheit zu brechen, die Sehnsucht, einer erhofften neuen Zukunft eine reale gesellschaftliche Gestalt geben zu können. Die Abgrenzung gegenüber dem als Verschleierung empfundenen Alten einte.<sup>1</sup> Das Neue lebte zunächst in Form von Schlagworten, Parolen, dann Programmen und experimentellen Lebensformen. Ein gemeinsames Lebensgefühl war da. Das war eine starke Triebfeder. Vielleicht war es die Hauptsache. Man war auf dem Marsch. Die Umgangsformen und Verhaltensweisen untereinander wurden informeller und freier. Zumindest davon ist vieles auch nach der baldigen Ernüchterung zum gesellschaftlichen Allgemeingut geworden. Daß die Bildung breitere Schichten des Volkes erreicht hat, ist ebenfalls als ein Ergebnis jener Zeit anzusehen.

Aber aufs Ganze gesehen: Was ist geblieben? Es gibt keine Visionen mehr. Ein Zukunftsentwurf ist nirgends in Sicht. Pragmatismus beherrscht das gesellschaftliche Leben. Längst litten die Menschen unter dieser Entwicklung, beklagen viele. Die zunehmende Verweigerung gegenüber Großinstitutionen gäbe dem deutlich Ausdruck: Politische Parteien, Gewerkschaften, Sportverbände und nicht zuletzt die beiden großen Kirchen verzeichneten empfindliche Mitgliederschwunde.

Wenn der Verlust an Zustimmung gegenüber den tragenden Institutionen unseres Staates mit dem Stimmungstief in unserem Land einhergeht, wundert es nicht, wenn im Blick auf die Kirche ebenfalls ein Doppelpasses passiert: Dem Abbröckeln nach außen korrespondiert ein sinkendes Stimmungsbarometer im Inneren. Damit entsteht ein zweifacher Druck. Zum einen: Die fraglose Akzeptanz der Volkskirche als einer Körperschaft, der man selbstverständlich angehört, schwindet. Die Distanz gegenüber unserer Institution wächst. Mit dem zunehmenden Verlust

---

Dr. P.-G. K., Jgg. 1957, Professor für Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Neues Testament und Diakoniewissenschaft an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Gemeindediakonie in Freiburg i.Br. Zuvor Wissenschaftlicher Assistent und Gemeindepfarrer. Vortrag auf der Jahrestagung 1994 der Gemeindediakoninnen und -diakone in Hohenwart zum Thema »Alte Kirche – neue Zeiten«.

---

der breiten Verankerung in der Gesellschaft geht auch der Einfluß der Kirche gegenüber dem Staat zurück und ebenfalls der der bekennenden Christen gegenüber einer indifferenten bzw. auf Abwehr bedachten Zahl von Menschen. Die eigene Identität wird dadurch verstärkt zur Frage. Der sich abzeichnende ökonomische Druck durch geringeres Kirchensteueraufkommen wird den Zwang zur Prioritätensetzung verschärfen und damit zu intensiven Diskussionen über die zukünftigen Aufgaben- und Zielbestimmungen kirchlichen Handelns führen. Auch auf diese Weise wird die Identitätsfrage weiter angestoßen. Zum anderen: Im binnenkirchlichen Raum besteht eine gewisse Ratlosigkeit. Der Bestand wird verwaltet. Zu grundlegend Neuem fehlt die Kraft und gegenwärtig wohl auch die Inspiration.

### Warten als Chance

Nach meiner Überzeugung ist diese Situation nicht appellativ zu bewältigen, etwa durch Aufrufe zu Einfallsreichtum und gutem Willen. Auch bemühtes Umstrukturieren muß erfahren, daß ein Stimmungsumschwung sich der Verfügbarkeit entzieht. Was ist zu tun? – Die Lage wahrzunehmen und anzunehmen. Und zu warten! Der Erfahrung nach schlummern in der Stagnation bereits die Triebe für das Neue.

Mein Vorschlag mag Ihnen mißhagen. Warten scheint zur Untätigkeit zu verurteilen. Wer hält es außerdem schon aus, womöglich nicht einmal etwas tun zu können? Niemand erträgt gern die eigene Ohnmacht. In der Tat aber ist es so: Visionen werden nie herbeigeredet. Sie stellen sich ein. Sie haben ihre Zeit. Plötzlich sind sie da. Und wenn erst alle nach ihrer Ursache fragen und sie schließlich erfaßt zu haben glauben, dann ist die Vision meist vorübergezogen.

Zu warten ist nicht Tatenlosigkeit, ist vielmehr produktive Phase. Ich erinnere an das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat in Markus 4: Mit dem Reich Gottes verhält es sich wie mit einem Menschen, der den Samen auf das Land wirft. Und er schläft und steht auf im Wechsel von Nacht und Tag, und der Same wächst ganz unbemerkt. Automatisch bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann vollen Weizen in der Ähre. Wenn aber die Frucht den Weizen herausgibt, schickt der Bauer die Sense, denn die Ernte ist da.

Man sagt den Theologen nach – und das läßt sich leicht auf alle hauptamtlich in Verkündigung, Seelsorge und Unterricht Arbeitenden übertragen: Von den drei Ämtern Christi, dem prophetischen, dem priesterlichen und dem königlichen Amt liebten sie am meisten das prophetische – vielleicht weil sie de facto den beiden anderen oft näher stehen. So erkläre ich mir auch die Tendenz, das Visionäre in der Kirche für das Eigentliche zu halten. Im

Blick auf die letzten 25 Jahre Kirchengeschichte bedeutete das dann aber: Wir befinden uns heute in einer Trauerphase. Die Hoch-Zeit der Erneuerung war da. Selbst in der Theologie durfte nach den frühen Verdikten Karl Barths und Rudolf Bultmanns wieder vom Menschen geredet werden. Den Human- und Sozialwissenschaften wurde erlaubt, mit am Tisch der Religionspädagogik und Katechetik, der Seelsorge und der Predigtlehre zu sitzen. In der Theorie für richtig Erkanntes wurde in relevante Praxis umgesetzt.<sup>2</sup> Jetzt scheinen wir noch in der Klage über den schmerzlichen Verlust an Innovationskraft zu stecken und schaffen es nicht, den Übergang zu veränderten Bedingungen zu akzeptieren. Es wäre freilich schade, wenn die Verlustbewältigung das unterschwellige Hauptthema der gegenwärtig in der Kirche tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bedeutete. Schließlich ist es etwas sehr Natürliches, wenn nach einer Zeit heftiger Umbrüche eine Phase der Normalisierung oder auch der Brache folgt.

Das Erlebnis von 1968 war für viele, besonders in der Generation derer, die heute 50 werden, das Schlüsselerlebnis ihres Lebens. Das muß sich erst über Jahre setzen. Es will erst in Schritte und Handlungen ins Leben umgesetzt werden. Auf diese Weise bekommt das Großereignis Gestalt. Freilich fällt diese am Ende großflächiger und schablonenhafter aus, als es einst in stürmischer Aufbruchphase geplant war. Der heute bescholtene kalte Pragmatismus etwa ist ja durchaus eine Frucht des Neuansatzes von 1968. Der rationale Diskurs, also die argumentative Auseinandersetzung auf der Sachebene, hat eine neue pragmatische Weise der Verständigung hervorgebracht. Sie hilft, unreflektierten Dogmatismus und blindes Parteigängertum zu durchbrechen. Selbstverständlich kann man beklagen, daß unsere politischen Großparteien nicht mehr die klar konturierten Profile zeigen wie noch vor Jahren. Es stimmt schon: Der allgemeine Trend zur Mitte und verschwimmende Grenzen schaffen neue Probleme, besonders an den Rändern. Der Gewinn liegt aber zweifelsohne in einem hohen Maß an Bereitschaft, sich über Grenzen hinweg zu verständigen. Ähnliches wie für die Politik gilt übrigens auch für die Großkirchen. Längst ziehen sich die Fraktionierungen quer zu den traditionellen dogmatischen und auch professionellen Unterscheidungen durch ihre Reihen. Das häufig gut gelingende ökumenische Miteinander auf der Ebene der Ortsgemeinden läßt sich natürlich als Tendenz zur Rückstellung des Prinzipiellen interpretieren. Primär bekundet es jedoch den Wunsch nach Gemeinschaft über die Abgrenzungen hinweg, in die wir hineingeboren wurden.

### Aus der Phantasie in die Realität

In meinen Augen ist in dem Vierteljahrhundert seit 1968 die visionäre Aufbruch-

stimmung des Anfangs aus Kopf und Herz auf die Beine gelangt, aus der Phantasie in die Realität übergewechselt. Sie hat damit das Schwebende und Berauschende, ihr Faszinosum verloren, dafür aber Boden unter die Füße bekommen. Das mögen vor allem die bedauern, die den Anfang erlebten und für die sich diese Zeit mit ihrer persönlichen Sturm- und Drangphase verband. Andererseits werden wir uns eingestehen müssen: Nur wenige sind dazu berufen, im permanenten Aufbruch zu leben. Keiner will auf Dauer im Zelt wohnen.

Der rationale Diskurs hat allerdings Einseitigkeiten in sich getragen, die sich an seiner Wirkungsgeschichte in Form von Gegenbewegungen ablesen lassen. Diese besaßen ihre Blütezeit in den 80er Jahren. Ich deute sie hier nur an. Die Psycho-Welle kompensierte m.E. die emotionalen Defizite der an der Rationalität ausgerichteten argumentativen Auseinandersetzung. Die New Age-Bewegung signalisierte die Suche nach der verlorengegangenen Religiosität, während in der Hausbesetzerzene revolutionäre Sehnsüchte nach einer neuen Gesellschaftsform lebendig aufbegehrt. Allen Folgebewegungen inhärent ist die unübersehbare Tendenz zur Privatisierung, nachdem der gesamtgesellschaftliche Umbruch weniger radikal ausfiel als erstrebt. Seit der deutschen Wiedervereinigung verlieren diese innerwestdeutschen Bestrebungen der Identitäts- und Ortsbestimmung an Bedeutung. Die nächsten Jahre werden zunehmend im Zeichen von Neu- und Umverteilungskämpfen stehen.

In unserer momentanen post-visionären Situation gilt es zu beobachten, an welchen Punkten sich neue Entwicklungen anbahnen. Die Stagnation ist als Chance zu begreifen. In ihr werden sich neue Anliegen herausbilden. Dazu werden auch solche gehören, die konsensstiftende Kraft besitzen.

Den Komplex »Auftrag und Arbeitsfeld der Gemeindediakoninnen und -diakone« im engeren Sinne gehe ich mit Hilfe zweier Begriffe an. Sie umreißen, worauf es in diesem Tätigkeitsbereich m.E. zukünftig ankommen wird. »Religiöse Kompetenz« lautet der eine von ihnen, »Wiedergewinnung des Positionellen« der andere. Der erste Terminus redet bewußt von »religiöser« Kompetenz<sup>3</sup>, nicht von theologischer, diakonischer, religionspädagogischer oder geistlicher. Gemeint ist: In einer Gesellschaft, die sich mehr durch »wilde« Religiosität als durch konsequenten Atheismus oder Agnostizismus bestimmen läßt, ist es notwendig, daß Gemeindediakone und -diakoninnen mit einer Vielzahl von Lebensbewältigungsstrategien vertraut sind, die ihnen begegnen, und daß sie ihnen intellektuell, emotional und geistlich gewachsen sind. Das bedeutet, sie müssen religiöse Anschauungen und pseudo-religiöse Einstellungen kennen, Weltbilder und Lebenshaltungen erfassen und in sich begreifen. Es verlangt auch die Fähigkeit,

sie verstehend mitvollziehen zu können sowie die Bereitschaft, sie unter dem Aspekt der Chance für die vor ihnen stehenden Menschen zu sehen und sich von dem Eigendruck freizuhalten, sofort und in jedem Fall auf Veränderung drängen zu müssen. Es setzt Grundkenntnisse fremder Religionen voraus, ein Basiswissen über Sekten, Kenntnisse der Esoterik-Szene bis hin zu okkulten Praktiken, vor allem aber bewußte Zeitgenossenschaft.

Der zweite Leitbegriff »Wiedergewinnung des Positionellen« hat mit dem Generationenwechsel von den 68ern zu deren Kindern zu tun. Lösten sich die 68er aus überlieferten Autoritätsstrukturen, wachsen ihre Kinder vor dem Hintergrund eines dem Autonomiegedanken verpflichteten Erziehungsideals auf. Zu ihm zählt auch ein entsprechender Freiheitsbegriff.

### Bedürfnisstillung zweiter Ordnung

Über viele Jahre hinweg galt es als Maxime kirchlicher (Jugend-) Arbeit, »zu verstehen«, auf Bedürfnisse einzugehen, Raum zur Entfaltung zu schaffen, kurz: in möglichst viele Verästelungen einer sich plural gestaltenden Gesellschaft mitzugehen. Inzwischen, meine ich, sind wir zunehmend gefordert, Reibungsflächen zu bieten und zu verdichten. Dazu gehört u. a. eine Überprüfung der verbreiteten Bedürfnisorientierung. Es scheint mir wichtiger zu werden, statt auf angemeldete Bedürfnisse unverzüglich zu reagieren, sie auf ihre motivierenden Kräfte hin zu befragen, gegebenenfalls kritisch die Rückfrage nach ihrer Legitimation zu stellen und auf diese Weise einer substantiellen Bedürfnisstillung zweiter Ordnung näherzukommen. In einer Zeit, der die dem amerikanischen Philosophen Paul Feyerabend entlehnte Wendung »anything goes« zum geflügelten Wort geworden ist,<sup>4</sup> kommt es darauf an, Möglichkeiten einer profilierten Identitätsfindung bereitzustellen. So erscheint es mir als eine zentrale Aufgabe kirchlicher Begleitung, Menschen instand zu setzen, für sich eine verantwortete Position zu finden und vor sich selbst das Gefühl der Eindeutigkeit zu erlangen. Hilfe zur Positionierung aus selbst verantwortetem christlichen Glauben heraus zu bieten, lautet für mich eine der zukunftsweisenden Herausforderungen.

In der Gesellschaft beobachten wir von den Rändern her, aber an Fläche gewinnend, eine wachsende Radikalisierung. In diesem Phänomen äußert sich das deutliche Bedürfnis nach einem eigenen Profil, das die breite Mitte offensichtlich nicht bereithält. So steigt die Bereitschaft, Identität durch z. T. massive Abgrenzung zu gewinnen. Innerhalb der Kirchen vollzieht sich diese Entwicklung weniger laut und spektakulär, läßt sich aber gleichwohl wahrnehmen.<sup>5</sup> In der evangelischen Kirche leben wir im Grundsatz nach dem Modell einer großen Koalition zusammen. Der geschwisterliche Konsens stellt ein

wesentliches Gestaltungsmerkmal innerhalb unserer Kirche dar. Der Findungsprozeß gehört dabei konstitutiv zum gefaßten Beschluß dazu. Zudem sind Polarisierungen dem Geist einer dem ganzen Volk zugewandten Kirche zuwider. Das ist unbestritten. Allerdings hat ein solches Gemeinschaftsprinzip Konsequenzen, um die wir wissen müssen.

Außer daß sie die eigene Positionierung nicht gerade erleichtert, beinhaltet die Orientierung am Konsens eine Tendenz zur Langeweile. Mobilisierende Konflikte entfallen, wenn der schnelle Kompromiß das Ziel ist. Werden Differenzen schnell beiseite gedrängt, versickert Stimulanzpotential. Ich denke, wir können feststellen: Immer da, wo in der evangelischen Kirche der Konflikt gewagt wurde, wurden Menschen wacherüttelt, Partei zu ergreifen und zu bekennen. Dann war plötzlich Stimmung da. Das betraf ganz unterschiedliche Gruppen in der evangelischen Kirche. Als Beispiele nenne ich den Streit um die Entmythologisierung in den 50er und um den Auferstehungsglauben in den 60er Jahren sowie die Nachrüstungs- und Friedensdebatte der beginnenden 80er Jahre. Auch die immer noch erfreulich aufrüttelnde Wirkung der Kirchentage ist ein Indiz dafür: Wo die konfliktträchtigen Themen aufgegriffen und als Themen des Glaubens angefaßt werden, kommt wohlthuende Bewegung in die Volkskirche.

Ich fasse zusammen: Nach einer Zeit des mitgehenden Verstehens sollten wir zu einer Bedürfnisorientierung zweiter Ordnung gelangen und in neuer Weise positionell und identifizierbar werden. Damit leisten wir unseren Beitrag zur Identitätsbildung der uns anvertrauten Menschen. Wir helfen ihnen, ihren einzigartigen Platz vor Gott in der Welt zu finden. In den neuen Zeiten wächst der Wunsch an die alte Kirche nach Eindeutigkeit. Diesem Verlangen hat sie sich zu stellen. Nicht durch eindeutige Vorgaben oder Antworten, sondern indem sie den Menschen zur selbst verantworteten Eindeutigkeit verhilft. In einer Eindeutigkeit fordernden Situation besitzt schließlich der Glaube selbst seinen Ursprung. Angesichts des am Kreuz hängenden Jesus hatten seine Anhänger Auskunft zu geben, wer ihr Gott ist: Der, der diesen auslöschte oder der, der Jesus von den Toten erweckte.<sup>6</sup> Seither wird Gewißheit des Glaubens nur durch das Nadelöhr heilsamer Verunsicherung gewonnen.

Die Positionierung, von der ich im Blick auf die »neuen Zeiten« rede, verstehe ich als eine Hilfe zur Standortgewinnung, die auf eine dogmatische Fixierung im Sinne einer ideologischen Festlegung verzichtet. Ich setze auf eine Profilierung, die die Erregenschaften der letzten 25 Jahre, Empathie und mitgehende Begleitung, wahrht und die zugleich bereit ist, positionell zu werden, um eigene Positionierung und Identitätsbildung zu fördern.

### Anmerkungen

- 1 O. Marquard, Abschied vom Prinzipiellen, in: Ders., Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien, 1981, 4–22, bewertet diesen Aufbruch in Weiterführung von Überlegungen Freuds in »Totem und Tabu« als »nachträglichen Ungehorsam«. Die »zwischen 1933 und 1945 weitgehend ausgebliebene Revolte gegen den Diktator den Vater der »vaterlosen Gesellschaft« wurde stellvertretend nachgeholt durch den Aufstand gegen das, was nach 1945 an die Stelle der Diktatur getreten war: darum wurden nun die »Totems« gerade geschlachtet und aufgegessen und die »Tabus« gerade gebrochen: nach der materiellen Freßwelle kam so die ideologische.« In dieser »Zeit des umgekehrten Totemismus« (10) »zwingt der unterlassene Aufstand gegen das Staats-Leviathan« zum nachträglichen Aufstand gegen wirkliche Väter und wirkliche Menschen« (11). Bei diesem Deutungsversuch scheint mir die personelle Kontinuität in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens vor und nach 1945 untergewichtet zu werden. Die durch das psychoanalytische Modell ermöglichte Zusammenführung der Studentenbewegung mit ihrer Vätergeneration und ihre Behandlung als Kollektiv spielt den für Marquard selbst konstitutiven Gedanken der »Endlichkeit« herunter. Gerade angesichts der »Lebenskurze« (16) kommt jeder Generation auch das Recht auf ihre eigene Geschichte zu. Das gilt vor allem dann, wenn man ihre geschichtliche Verflochtenheit wahrnimmt.
- 2 Dazu zählt u. a. die Einrichtung des Gruppenpfarramtes in der Evangelischen Landeskirche in Baden.
- 3 Den Ausdruck hat mein Kollege, Prof. Dr. Rudolf Mack, bei einem Dozentengespräch des Fachbereichs Religionspädagogik der Evangelischen Fachhochschule Freiburg zu diesem Thema eingebracht.
- 4 P. Feyerabend, Wider den Methodenzwang, stw 597, 1986. In häufigen Fällen wird die Wendung allerdings als Aufruf zur Beliebigkeit fehlinterpretiert und der Kontext, für den Feyerabend seine Regel aufstellt, außer acht gelassen. Feyerabend geht es darum: Wer Wissenschaft betreibt »und es nicht darauf abgesehen hat, ... seine niedrige(n) Instinkte zu befriedigen, nämlich die Sucht nach geistiger Sicherheit in Form von Klarheit, Präzision, »Objektivität«, »Wahrheit«, der wird einsehen, daß es nur einen Grundsatz gibt, der sich unter allen Umständen und in allen Stadien der menschlichen Entwicklung vertreten läßt. Es ist der Grundsatz: Anything goes.« (31.32)
- 5 Vgl. dazu J. Track, Fundamentalismus im Christentum, PTH 81, 1992, 138–155.
- 6 Zur exegetischen Darlegung des Sachverhalts vgl. P.-G. Klumbies, »Ostern« als Gottesbekenntnis und der Wandel zur Christusverkündigung, ZNW 83, 1992, 157–165. ■